

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 87.

Freitag, 13. April.

1928.

(13. Fortsetzung.)

Schüsse in Schanghai.

Roman von Alfred Schirofauer.

(Nachdruck verboten.)

13.

Der B. u. D.-Dampfer „Macedonia“ fauchte mit voller Kraft durch das Labyrinth sanft begrünter Inseln, das dem Hafen von Hongkong vorgelagert ist. Es regnete leicht. Alles war vernebelt. Doch mitten in diesem nässelnden Grau lag plötzlich eine dieser zuckerhutförmigen, kleinen Eilande, von einer magischen unerklärlichen Sonne überleuchtet.

Unter den Passagieren, die das nach London bestimmte Schiff in Hongkong verlassen wollten, waren Jia und William Ryan.

Als das Mädchen nach Beendigung des Prozesses in ihre junge Ehe hineinglitt, verfiel sie einer Schwermut, gegen die jede Auflehnung und Abwehr vergeblich war. Die tatkraftvolle Güte und liebevolle Sorge ihres Mannes konnten die Trauer nicht bannen, unter der sie sich beugte.

William Ryan hatte während der Verlesung der posthumen Papiere Jilkins nicht einen Herzschlag an der Unschuld seines Weibes gezweifelt. Er hatte im bittersten Kampfe seines Lebens die Zähne zusammengebissen, daß die Backenknochen scharfkantig hervortraten, nicht aufzuspringen, dem Richter die Blätter aus der Hand zu reißen und sie dem höhnisch sieghaft grinsenden Staatsanwalt ins Gesicht zu schlagen.

Diese Demütigung, das Unglück, in das Jia schuldlos gestürzt war, hatte seine Liebe noch vertieft und geabelt. Sie war nun auch von Mitleid durchtränkt, von einem Zartgefühl, das entschädigen wollte für alles Leid, das ein grausames Geschick diesem Teuersten auf Erden angetan hatte.

In tiefstem Kummer sah er sie stumm und bleich, mit dunkelumränderten, schmerzfeuchten Augen, in seinem Kontor und Hause walten. Er begriff, daß ein junger Mensch nicht unberührt durch solche Schrecken schreitet.

Er fragte sie nicht, rührte niemals an die brutale Vergangenheit. Er suchte sie zu erheitern und zu zerstreuen, ihre Jugend dem Leben zurückzugewinnen. Er führte sie zu Konzerten in den märchenhaften Saal des Majestic-Hotels, er besuchte mit ihr die Varietés-vorstellungen des Carlton-Cafés, er bummelte mit ihr durch das Wunder dieser bezaubernden Stadt, deren Europäerteil das Geheimnisvolle einer asiatischen Metropole mit dem Lichterglanz von Newyork, der Sauberkeit von Berlin, der Pracht der Geschäfte von Paris, dem Verkehrsfieber der Londoner City vereint. Er suchte ihr Interesse für das Teegeschäft wieder anzuregen.

Sie ging mit ihm, sah da mit starrem Lächeln, streichelte dankbar ob seiner sorgenden Güte seine Hand, und in ihren umschatteten Augen brannten Harm und Trauer.

Denn es war nicht die Vergangenheit, unter der sie litt. Es war die Gegenwart. In ihr glomm eine unbewußte Enttäuschung über die Richtung, die ihr Leben genommen hatte.

Wie jedes junge Weib hatte sie unklar und verschwommen einen sehnächtigen Traum ihrer Zukunft in sich getragen, blasser und verworrener in ihrer Kloster-

zeit, bunter und umrissener in den Tagen ihres Erwachens in Schanghai.

Jetzt hatte ihr Leben sich erfüllt, wie jede Ehe ein Frauenleben irgendwie erfüllt und aus dem Dämmerland der Sehnsucht und Träume zur Wirklichkeit führt. Diese Wirklichkeit beglückte sie nicht. Güte, Milde, rührende Ritterlichkeit sind köstliche Zugaben zu der großen Gnade Liebe. An sich allein sind sie nur matter Ersatz.

Die Liebe aber fehlte Jia Ryan.

Doch sie wußte es nicht. Sie hatte William Ryan geheiratet — in einer Notehe. Hatte sich damals in ihrer wahllosen Zwangslage eingebildet, sie liebe ihn, hatte überwältigendes Dankbarkeitsgefühl, Seligkeit des Entrinnens aus mordender Angst, Rettungsjubel mit Liebe verwechselt.

Erst jetzt in der Ehe, in der Stille nach dem Orkan, empfand sie, freilich, ohne sich Rechenschaft abzulegen, ohne es noch zu begreifen, die Täuschung.

Sie hatte vom Leben Rausch, Leidenschaft, Taumel erwartet. Und sie fand Güte und Milde und Abgellarttheit eines früh in den Tropen gealterten Mannes. Das Leben war ihr die Jugend schuldig geblieben. Sie wußte es selbst nicht, doch ihr Blut und ihre Ahnung wukten es und erfüllten sie mit einer dunklen Trauer und einer müden Erbitterung.

Und dann bebte in ihr, eindringlich seiner bewußt, ein Haß auf Schanghai. Der eindringliche Geruch der chinesischen Straßen erinnerte sie an die graulige Nacht im chinesischen Gefängnis; die schönen, alten Djunken gemahnten an Jilkin und seine schwärmerische Liebe zu ihnen; der gelbe, unheimliche Strom ward ihr zum Symbol der beiden Tage, an denen sie, einmal heimatlos und einmal unter dem Fluch des Mordverdachtes, durch China geirrt war; jedes bekannte Gesicht auf der Straße erweckte Gedanken ihrer tiefsten Erniedrigung in dem Gerichtssaale.

Wohl grüßte man sie in der ersten Zeit nach dem Prozeß in der Stadt, in den Läden, im Majestic, im Carlton mit auffälliger und betonter Hochachtung. Sie war für die Kolonie etwas wie eine Märtyrerin geworden. Doch erhabene Hochgefühle halten in der Realität des Lebens nicht lange vor. Die Troubadourstimmen der großen Stunde verblühen. Der Alltag brachte Skepsis und Kritik. Man begann zu munkeln und zu raunen.

Wer konnte es im Grunde wissen? Diese Tagebuchaufzeichnungen waren doch mehr als merkwürdig! Der arme, junge Staatsanwalt! Man hatte ihn, als „für den Dienst in den Kolonien ungeeignet“, nach England in die Wüste geschickt. Ob nicht doch er am Ende der Märtyrer jenes denkwürdigen Tages war?! Opium rauchten schließlich in Asien sehr viel Europäer, ohne deswegen erdichtete Tagebücher zu schreiben. Wer weiß? Wer konnte wissen?!

Die Stimmung begann sich wieder allmählich zu wandeln: kein geschmähtes Weib am öffentlichen Schandpfahle, jetzt, da Jia Ryan kein hilfloses Opfer, sondern

eine der wohlhabendsten und schönsten Frauen der Kolonie war.

Auch dieser Meinungswechsel blieb Jsa keineswegs verborgen und wurde zu einem Elemente ihres Hasses gegen diese Stadt ihres Unheils.

Doch in ihrer stummen Ergebung sprach sie auch hiervon nie zu ihrem Manne. Aber Liebe und bestimmtes Feingefühl errät viel. Nicht alles! Obwohl Ryan einmal, freilich scherzhaft umkleidet, doch im Grunde mit angstvollem, opferbereitem Ernste sagte: „Also, wie ist es nun, Jsa! Wollen wir uns scheiden oder diese Zwangsehe weiterdauern lassen?“

Statt aller Antwort hatte sie ihn umschlungen und geküßt. Und das war schließlich Antwort genug, und damit war diese Frage abgetan.

Nein, alles erriet Ryan nicht. Aber daß die Umgebung auf ihr lastete, ward ihm eines Nachts zur Erleuchtung, als er sie leise in ihrem Zimmer weinen hörte. Er war zu sehen und zartfühlend, zu verraten, daß er sie belausche. Doch am nächsten Morgen fragte er beiläufig:

„Sag, Jsa, ich würde es sehr gut begreifen, wenn diese Stadt dich bedrückte. Wollen wir fortziehen?“

Da leuchteten zum ersten Male ihre Augen auf in alter Helle und Freude. In unbedachtem Jubel rief sie: „Nach Europa?“

Ein quälendes Heimweh nach Europa, nach Deutschland nagte an ihr seit langem.

„Wenn du das willst —“ erwiderte er zögernd.

Sofort begriff sie ihren Irrtum. „Nein, nein“, wehrte sie hastig, „ich dachte nur, du —“

Er schüttelte den grauen, feinen Kopf.

„Nein, eigentlich meinte ich das nicht. Meine — unsere —“, er verbeugte sich schelmisch gegen den „Sozialen“ — „Anwesenheit in China ist gerade jetzt, bei den Wirren und Kämpfen hier, dringend erforderlich. Kein Mensch kann wissen, wohin der erwachende Nationalismus der Chinesen führen wird. Du weißt, ich sehe sorgenvoll in die europäische Zukunft in China.“

Sie nickte. Sie hatten oft über die düstere politische Lage gesprochen.

„Ich habe mir Folgendes überlegt“, fuhr er eifrig fort. „Du weißt, wir haben die große Niederlage in Hongkong. Ransom, unser Filialleiter dort, arbeitet freilich recht befriedigend. Aber er ist Engländer. Die Engländer werden dort konkottiert. Für unseren Handel mit Kanton und damit mit dem Innern Chinas wäre es natürlich sehr vorteilhaft, wenn man dort einen deutschen Chef leibhaftig sähe.“ Er verbeugte sich wieder lächelnd gegen sie.

„Du willst nach Hongkong übersiedeln?“ rief sie froh entlastet.

„Ja, wenn du es willst?“

Da sprudelte ihr Haß gegen Schanghai jählings entfesselt aus ihr hervor. Endlich gestand sie. Das entbundene Geheimnis rötete ihre Wangen. Zum ersten Male seit den bösen Tagen wurde sie erregt, bewegt, lebhaft.

„Also — wir ziehen nach Hongkong“, entschied Ryan.

„Das Geschäft hier kann ich Bagott überlassen. Wir müssen ihn nur noch ein bißchen einarbeiten. Freilich wird die Auflösung und Verlegung der Zentrale noch einige Zeit erfordern.“

„Das macht ja nichts, wenn ich nur die Hoffnung habe, fortzukommen“, rief Jsa, von der frohen Aussicht wunderbar verwandelt.

Doch die Vorarbeiten zogen sich hin. Bagott, der Prokurist, ein alter Bureaukrat, lehnte die neue Verantwortung ab. Überhaupt hatte er am 1. Oktober kündigen wollen. „China wird mir zu gefährlich“, bedeutete er. „Ich will in England meine Tage in Ruhe beschließen, Mr. Ryan. Hier fliegen wir ja doch eines Tages alle auf. Nehmen Sie es mir nicht übel, Mr. Ryan, aber ich habe nicht mein ganzes Leben in dieser Hölle verbracht, um eines schönen Morgens geliebt zu werden.“

Jsa riet, den Filialleiter Ransom aus Hongkong nach Schanghai zu berufen, da er durch ihre Gegenwart dort überflüssig werden würde. Aber Ryan hatte gewichtige Gegengründe. Ransom kannte die Schanghai'schen Ver-

hältnisse nicht, müßte sich hier erst langsam einwohnen, während er ihnen, die fremd in Hongkong waren, dort vortreffliche Dienste leisten würde.

So mußte ein neuer Mann in Schanghai erworben und erprobt werden. Auch der Verkauf der Villa in Bubling Well wollte nicht gelingen. Die Nachfrage nach Wohnhäusern war gering. Europäer verließen China, siedelten sich in diesen ungeklärten Zeiten dort nicht an.

Jsas Ungeduld wuchs. Sie sank wieder in ihren teilnahmslosen Trübsinn zurück.

Da legte eines Tages Ryan die Fahrkarten für die „Macedonia“ vor ihr nieder. Er hatte Kajüten belegt. Weiter enthüllte er ihr seinen wohlüberdachten Anschlag.

„Das Warten macht dich nervös, mein kleines, ungeduldiges Mädel. Also bringe ich dich nach Hongkong, überliefere dich an Ransom, der dich behüten wird, und lehre mit dem nächsten Schiffe zwei Tage später, einem Dollarliner, dem „President Holt“ hierher zurück.“

„Ich soll allein in Hongkong bleiben?“ fragte sie überrascht.

„Ja, mein Schatz. Du wirst dich nicht langweilen. Arbeit gibt es dort genug für dich. Du mußt für uns ein Haus suchen, mußt dich in das Geschäft einarbeiten — jetzt beginnt gerade die Feder Saison — kurz, du wirst alle Hände voll zu tun haben. Und ehe du recht merkst, daß ich fort war, habe ich hier alles erledigt und bin wieder bei dir. Genehmigt Madame Kompagnon meinen Geschäftsplan?“

Jsa sagte leichten Herzens zu. Sie fühlte, es gab für ihre Niedergeschlagenheit, ihre innere Unzufriedenheit und Bitterkeit nur ein Mittel: fort von hier, so rasch als möglich. Ortsveränderung, ferne von der Stätte ihres Unglücks, ihrer Schmach und ihrer Erniedrigung.

(Fortsetzung folgt.)

Laß nie den Mut . . .

Laß nie den Mut entweichen,
Wenn dich ein Schatten ganz umhüllt.
Bald wird von frohen Zeichen
Das Herz dir wiederum erfüllen.
Du sollst nicht immer klagen,
Wenn sich ein Weg dem Bild verlor.
Bald wird es wieder tagen,
Dann öffnet sich ein neues Tor.

Frans Eingia.

Komödie in der Wüste.

Skizze von Max Geisler.

Daß es in der Welt vorwärts ging, kümmerte die Familie Strauß nicht. Sie lebte nach den Regeln jenes Beduinenvolkes, der kein Dach über seinem Kopfe duldet; auch nicht ein Zeltdach, und nicht einmal des Nachts.

„Ja, früher . . .“ begann der Straußenvater Alwir seine Erzählungen. Er wußte es natürlich auch nur vom Hörensagen! Früher waren die Straußen in Wüstenherden durch Afrika gezogen. Bis der heimtückische Nachbar Mensch überhand nahm. „Das geht nun schon ein paar Duzend Jahrtausende so. Und wenn wir nicht so ungeheuer klug wären, hätten uns die schwarzen und weißen Teufel schon längst geholt“, sagte er und schloß jede seiner Geschichten: „Laßt Euch nicht erwischen!“ Es war nämlich in den letzten Jahren ein Brauch aufgekommen, ganze Herden in Straußenfarmen einzusperren. Dort bekamen sie gut zu essen, es war für ihre Sicherheit gesorgt, und dafür mußten sie ihre Federn geben. „Na ja“, sagte eine alte Strauhin, „es hat auch manches für sich.“

„Ich aber liebe mir doch die Freiheit! Man ist nun mal ein Beduine und soll auch ein Beduine bleiben.“

Damit hatte er recht; denn wenn ein Geschlecht seit Tausenden von Jahren gewohnt ist, durch Wüsten und Steppen zu ziehen, dann ist der Hof einer Straußenfarm nur ein erbärmliches Gefängnis.

Alwir, der Straußenvater, und seine Leute hielten sich für ungeheuer geschickt. Weil sie sehr schnell laufen konnten — kein Araberhengst vermochte sich mit ihnen zu messen! Und weil sie sehr scharfe Augen hatten — die guckten in die Welt wie Fernrohre; und der Strauß Alwir meinte: er könne jede Fliege erkennen, die sich drüben auf der anderen Seite

Dies alles war das Werk eines Augenblicks. Denn: ehe die Verkleidung auf den Sand fiel, hatten die Satanshände den Keckling schon beim Kopfe gepackt. Der wollte schreien, kam aber nicht dazu; denn eine haarstarke Kinnge fuhr ihm in die Kehle! Und mit einem Höllengelächter lud sich der Buschmann die Beute auf den Rücken. Die Maske nahm er auch wieder mit. Er hatte dazu zwei Säde mit Heu ausgestopft, mit einem Straußenbalg überzogen und dies Ding auf dem Kopfe getragen. Die schwarzen Beine waren grauweiß anseestrichen. Den Jungen Hals aber mit dem Sträu-

Daß aber auch ein Butterbrot ein Göttermahl bedeuten kann, erfuhr einst Kaiser Napoleon III. Als junger Prinz lebte er mit seiner Mutter, der Königin Hortense, eine Zeit lang in Augsburg, wo er das Gymnasium besuchte. Eines Tages wollten seine bürgerlichen Mitschüler wissen, ob er auch bestraft werden würde wie sie, falls er etwas aussähe. Um sie nicht lange im Zweifel darüber zu lassen, kaufte er Bündhütchen und zerklug sie während des Unterrichts. Die Folge war eine Karzerstrafe über Mittag bei Wasser und Brot. Seine Mutter, die Königin, aber verordnete, daß ihm auch diese Kost entzogen werden sollte. Und so mußte er hungern, obwohl Knaben in seinem Alter das Essen schwerer entbehren als Erwachsene. Das schien dem mitleidigen Vater der Gattin des Schuldirektors zu hart, und sie sandte dem Gefangenen heimlich ein mächtiges Stüd Butterbrot. „Frau Soßrätin“, sagte der Prinz später, seinen Dank abkattend, „dieses Butterbrot im Karzer — nie hat mir etwas so vortrefflich geschmeckt, und nie wird mir je wieder etwas so schmecken!“

* Oskar Baum: „Drei Frauen und ich“. (Stuttgart, J. Engelhorn's Nachf.). Der Blinde, dessen Natur das Fehlen des Gesichtssinnes durch Verfeinerung der übrigen Sinne auszugleichen trachtet, scheint eben den wahren Kern des Menschen und Dinge oft sicherer aufzufassen, als der durch den äußeren Schein verwirrte Sehende. So ist wohl auch bis zu einem gewissen Grade die ungewöhnlich blutvolle Menschendarstellung des blinden Prager Dichters und Musikschriftstellers zu erklären. Drei Liebeserlebnisse eines blinden Künstlers stehen im Mittelpunkt seines neuen Buches: die Kameradin, die Hetäre, die Sklavin. Wie der junge Musiker aus den Feuern dieser Lieben geläutert hervorgeht und wie er den für ihn doppelt schweren Kampf mit dem Leben bestreift, ist in der gedankentiefen Erzählung reizvoll geschildert.

* Wilhelm Speyer: „Frau von Hanka“. (Verlag Ullstein, Berlin). Wilhelm Speyer, Autor der auf so anmutige Art „verrückten Charlott“ und des abenteuerreichen kosmopolitischen Romans „Monheer van Seebens große Reise“ schafft in seiner „Frau von Hanka“ eine Frauengestalt, die sich durch ihre Wesenseigenart in reizvollster Weise von den üblichen Heldinnen der Unterhaltungsromane unterscheidet. Im Blut dieser schönen und kultivierten Frau sind mächtige dämonische Gewalten rege, die in das umhagte Leben der glücklichen Mutter und Schlossherrin katastrophale Wirrnisse zu bringen drohen. Mit sicher abwägendem Geschmaack rührt Speyer in seinem Roman an ein Problem; die dichterische Art der Darstellung bewahrt ihn dabei vor trockenem Theoretisieren.

* Hans Dominik: „Das Erbe der Uraniden“. Zukunftsroman. (Verlag Ernst Reils Nachf., August Scherl, G. m. b. H., Berlin SW. 68). Seinen vier großen Zukunftsromanen, in denen er in überzeugender Weise aus dem heutigen Stande der Technik Zukunftsmöglichkeiten entwickelt und das Gefühl der Erde in 100 bis 200 Jahren auf Grund streng wissenschaftlicher Voraussetzungen schildert, läßt Hans Dominik jetzt dieses neue Buch folgen, in dem er den Bogen seiner unerhöflichen Phantasie bis zu fernen Gestirnen spannt. Auf Mond und Venus führt der Roman, und wir folgen dem Dichter willig, weil er sich trotz des phantastischen Themas nicht in unkontrollierbare Hypothesen verliert und weil er packend und fortziehend zu erzählen versteht. Nach genialen Entwürfen eines verschollenen deutschen Erfinders Gorm wird gleichzeitig in Süd- wie in Nordamerika der Bau von mit Elektronen getriebenen Raumschiffen in Angriff genommen. Wenige Stunden nach dem Start Nordamerikas steigt aus den Pampas Südamerikas das von dem Kesseln des kühnen verunglückten Mondfahrers gelenkte Raumschiff auf, das nach einer mit fortziehendem Schwung geschilderten Weltfahrt als erstes die unbefiedelte Venus erreicht, auf der die Expedition zu ihrer Ueberraschung den verschwundenen Gorm vorfindet. Der aber war nicht der Sender jener Radiozeichen. Vor ihm waren von noch ferneren Sternen fremde Wesen gekommen, Uraniden, die über eine hochentwickelte Technik verfügen. Sie waren es, die Verbindung mit der Erde gesucht hatten. Ihre nachgelassenen Instrumente und Pläne gehen in den Besitz der Menschen über.

* Gunnar Gunnarsson: „Der Geächtete“. Übersetzt von Erwin Magnus. (Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin W. 50.) Der junge Isländer, der vor kurzem seinen Einzug in die deutsche Literatur gehalten hat, zeigt uns hier die eigenartigen kulturellen und politischen Zustände seiner Heimat. Im Mittelpunkt der Geschehnisse steht der Sohn des alten Dompfarrers von Reykjavik, Alfur Eliotson, ein hochbegabter junger Mensch, doch einer von den Unglücklichen, die immer von Zwiespalt und Zweifeln an sich selber zerrissen werden. Angewidert von der Politik und von seinem Leben in der Stadt, entschließt er sich, Matrose auf einem Fischkutter zu werden. Doch auch hier bleibt er ungenügsam und wankelmütig und findet keine Befriedigung. Ein grandios geschilderter Schiffbruch erlöst ihn von seinen Zweifeln und vergeßlichen Kämpfen. Im Hintergrund aller Geschehnisse spürt man die wilde, rauhe Natur Islands und die Seele des Volkes, das hier, auf entlegenem Vorposten, seit tausend Jahren eine eigene Kultur entwickelt und sich Sprache und manche Sitte aus der Zeit der Wikinger bis heute erhalten hat.

* S. G. Wells: „Bealby“. Ein heiterer Roman. (Paul Zolman, Verlag, Wien IV). In amüsanter Erfindung und geistreichster Verknüpfung verschlingt sich die

Liebesgeschichte einer reizenden Schauspielerin und eines ehrgeizbesessenen Offiziers mit den Streichen des durchgebrannten Dienerjungen Bealby, der den langweiligen Dienst auf dem „spulenden“ Schlosse Shonts mit einer herzensfrohen Fahrt im Wanderwagen und einem unfreiwilligen Bagabundenleben vertauscht. Aus dem Kufzucht einer ganzen Kleinstadt und dem Groll des scheinbar zum besten gehaltenen Lordkanzlers findet Bealby wieder heim, nicht ohne zur höchst überraschenden Entwirrung der Liebesgeschichte unwissentlich beigetragen zu haben. Acht Tage, von Weckend zu Weckend, währt die glänzend erzählte Handlung des Buches, dessen grotesk-liebenswürdige Figuren in lebenswahrer und scharfumschriebener Zeichnung vor uns ihre meisterhaft pointierten Szenen spielen.

* Swan Goll: „Der Mitropäer“, Roman. (Rhein-Verlag, Basel.) Ein bitter notwendiges Stück Untergang des Abendlandes vollzieht sich im „Mitropäer“ des Elässers Swan Goll, der Untergang der Illusionen der geistigen Nachkriegsjugend. Entlarvt wird der müde Zynismus derer, die nur Enkel sind, wie die bequeme Unduldsamkeit derer, die nur auf das Übermorgen warten. Haarscharf in die Mitte dieser Ziellosen tritt der Mitropäer, der nur aus Zielen besteht, der in das Paris von heute so ungangbare Artikel importieren möchte wie Ideen, Ideale, Ideologien. Keiner kennt das Paris von heute so in seinem überwirklichen Leben wie Swan Goll. Die Überklarheit und das Drehtempo von Fiebergezeiten sind in manchen dieser Bilder. Schon darum ein Zeitbuch sondergleichen. Mehr noch wegen des Wegs, den der Mitropäer hier geführt wird. Im tiefsten Wellental tut er aus der Eingebung eines glücklichen Augenblicks schlicht und selbstverständlich den großen Rud: er fängt von vorn an, bei sich selbst, im engsten Lebensbezirk, in einem soliden Gleichgewicht von nützlicher Arbeit und gesunder Lebensfreude.

* Karl Michler: „Leopold“. Vieder eines Kranken. (Verlag Ch. Corbaz, Montreux). Das schmale Buch ist die letzte Gabe des jüngst verstorbenen Frankfurter Dichters. Michler, erst verhältnismäßig spät zur Anerkennung gelangt, konnte sich mit dem Auswahlband seiner gesammelten Lyrik „Das singende Blut“ als ein Dichter von stark geprägter und in strenger Zucht gereifter Eigenart erweisen. Die vorliegenden Verse, geschrieben in einer Klinik zu Leysin nahe dem Genfer See, wo der Dichter noch einmal Heilung suchte, sind von persönlicher Bekenntniswirkung, mit einem seltsam klaren Blick für die Umwelt, sie zittern von jener Reizbarkeit des Kranken, die zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwankt. Die hellen Bilder der Landschaft überschattet eine Ahnung dunkler Schicksals und aus der Unmittelbarkeit hangen Gefühls greift tastendes Erschüttern nach den ewigen Rätseln von Geburt und Tod. Kein künstlicher sind die Nachtgedichte in ihren mondbuchhellen Dämmerfarben am reifsten gelungen.

* „Der Zuckertütenbaum“. Mit 15 mehrfarbigen Vollbildern und vielen Streubildern von Rich. Heinrich. Verse von Albert Sirtus. Verlag Segel & Schade, Leipzig C. 1). Für den, der einem Abschied eine besondere Freude machen, ihm den Sinn des süßen Gesichts deuten möchte, hat Richard Heinrich sein meisterhaft kinderträgliches Bilderbuch geschaffen. „Der Zuckertütenbaum“. In 15 humorvollen farbigen Bildern wird Werden und Wachsen des Zuckertütenbaums gezeigt. Albert Sirtus, der Dichter schon so manchen schönen Bilderbuchs, schrieb kurze, knappe, leicht erlernbare Verse dazu. Das Buch wird allen Kindern große Freude bereiten, aber auch dem Lehrer in den ersten Schultagen gute Dienste leisten. Es ist im Offsetverfahren gedruckt. Die Textseiten verzierte R. Heinrich mit drolligen Streubildern, die den Inhalt der farbigen Hauptbilder lustig ergänzen.

* „Bild und Wort zur Säuglingspflege“. Unterrichts- und Nachschlagebuch. Von Elisabeth Behrend. Mit einem Geleitwort von Dr. med. W. Kiehn. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Das von der Verfasserin der „Säuglingspflege in Heim und Bild“ stammende Buch bringt die wissenschaftlichen Grundlagen der Pflege und Erziehung des Säuglings und ihre praktischen Anwendungen, wie sie in kinderärztlicher Arbeit und in eigener Pflegetätigkeit seit vielen Jahren erprobt sind. Der Stoff ist mit größter Anschaulichkeit und Gründlichkeit behandelt und prägt sich durch die vielen bildhaften Zeichnungen der Verfasserin dem Gedächtnis schnell und wirksam ein. Es bietet allen jungen Müttern, Säuglingspflegerinnen und Fürsorgerinnen das nötige Rüstzeug zur Beherrschung der mannigfachen, in der praktischen Ausführung der Säuglingspflege auftretenden Schwierigkeiten und ist zugleich ein zuverlässiges vollständiges Nachschlagebuch.